

■ CARMEN GÖTZ

Die Korrespondenz zwischen Autor und Verleger am Ende des 18. Jahrhunderts: Friedrich Heinrich Jacobi und Georg Joachim Göschen

23

Das 18. Jahrhundert ist als das »Jahrhundert des Briefes«¹ bezeichnet worden. Unter diesem Schlagwort lassen sich mehrere Phänomene fassen. Zum einen entstand unter dem Einfluss des französischen (Konversations-)Briefes und des englischen Briefromans (Richardson) in Deutschland jener private Brief, der sich bewusst von dem Kanzleistil amtlicher und geschäftlicher Briefe absetzte, welche als standardisiert, steif und floskelhaft galten.² Zum zweiten ist der Umfang der von vielen Gebildeten und Schriftstellern in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts produzierten Korrespondenzen für uns heute von kaum nachvollziehbaren Ausmaßen.³ Zum dritten ist der Brief jenes Medium, mit dem ein neues Modell inter-subjektiven Umgangs erprobt und eingeübt wurde, ein Modell, das sich unter dem Stichwort der »Freundschaft« an den Leitideen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit orientierte. Im Briefverkehr des 18. Jahrhunderts wurde eine neue Gesellschaftsform im virtuellen Raum entworfen und praktiziert; allerdings gewann diese Gesellschaftsform in den geselligen Zirkeln der Zeit durchaus auch eine reale Gestalt, die aber weitgehend auf diesen von der übrigen Gesellschaft separierten Raum beschränkt blieb.

Betrachtet man die beiden Extreme der im 18. Jahrhundert existierenden Briefformen, so steht auf der einen Seite der – ja immer noch weiter in den Bereichen von Ökonomie und Verwaltung vorhandene – Brief im Kanzleistil und auf der anderen Seite der empfindsame Freundschaftsbrief. Der erstere ist förmlich gehalten, verwendet die vorgeschriebenen Floskeln vor allem zu Beginn und am Ende jedes Briefes, beschränkt sich inhaltlich auf das

1 Georg Steinhausen, *Geschichte des deutschen Briefes*. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Bde., Berlin 1889–1891, hier Bd. 2, S. 245.

2 Vgl. hierzu und zum Folgenden Rohith-Gerald Delilkhan, *Apologie der Briefkultur*. Historische Geltung und hermeneutische Anforderungen der Briefe aus dem Gleimkreis, Konstanz 1991. Christian Fürchtegott Gellert darf sicher als die zentrale Gestalt dieses Übergangs in Deutschland angesehen werden. – Eine sehr knappe Übersicht über die Geschichte des Briefes findet sich in Irmtraut Schmid, *Briefe*, in: Friedrich Beck/Eckart Henning (Hg.), *Die archivalischen Quellen*. Mit einer Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften, 3., überarb. u. erw. Aufl., Köln u. a. 2003, S. 111–118, bes. S. 112–114 u. 116, eine ausführliche Übersicht in Reinhard M. G. Nickisch, *Brief*, Stuttgart 1991 (= Sammlung Metzler Bd. 260). Die bedeutende Rolle der Briefsteller beleuchtet Reinhard M. G. Nickisch, *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts*. Mit einer Bibliographie zur Briefschreiblehre (1474–1800), Göttingen 1969 (= Palaestra Bd. 254).

3 Vgl. hierzu auch den Passus aus *Wilhelm Meisters Wanderjahre*: »Wie viel die Menschen schreiben, davon hat man gar keinen Begriff. Von dem, was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich schon genug ist. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geschichten, Anekdoten, Beschreibungen von gegenwärtigen Zuständen einzelner Menschen, in Briefen und größeren Aufsätzen in der Stille zirkuliert, davon kann man sich nur eine Vorstellung machen, wenn man in gebildeten Familien eine Zeitlang lebt« (Johann Wolfgang Goethe, *Werke*. Hamburger Ausgabe. Hg. von Erich Trunz, 14 Bde., München 1998, hier Bd. 8, S. 78).

Wesentliche und ist von persönlicher Distanz geprägt. Der letztere meidet alle Förmlichkeiten, bedeutet eine virtuelle Umarmung des Korrespondenzpartners oder der Korrespondenzpartnerin, lässt kein Geschehnis und keine Empfindung unerwähnt und zelebriert eine Seelenverwandtschaft, deren letztes und höchstes Ziel eine vollständige Verschmelzung der Seelen ist. In den phantasmatischen und vornehmlich in brieflicher Form artikulierten und transportierten Idealen der Empfindsamen verschmelzen die Briefpartner zu einer höheren Identität, die sich einer vollkommenen Tugendhaftigkeit verdankt.

Quer zu diesen Extremen steht jene Art von Korrespondenz, die hier betrachtet werden soll und die sich am besten vielleicht als eine Zwitterform charakterisieren ließe: die Korrespondenz zwischen Autor und Verleger. Diese nimmt ihren Ausgang von einer Geschäftsbeziehung, die auch ihre durchgängige Grundlage bildet.⁴ Sie ist aber zugleich tief geprägt von den allgemeinen Entwicklungen der Briefkultur im 18. Jahrhundert, insbesondere von jener des empfindsamen Freundschaftsbriefes. Autor und Verleger gehörten in der Regel zu jenen gesellschaftlichen Gruppen, die den Aufklärungsprozess trugen. Der neue Kommunikationsmodus im Zeichen der Freundschaft signalisierte grundsätzliche Einigkeit in dem emanzipatorischen Anliegen.

Die Briefwechsel zwischen Autoren und Verlegern des 18. Jahrhunderts – von denen oftmals eine Seite fehlt, da die Briefe der Verleger nicht selten als unbedeutend aus dem Nachlass ausgeschieden wurden⁵ – sind in der Vergangenheit vor allem für Fragen der Entstehungs- und Druckgeschichte einzelner Werke, dann aber auch als Quelle für Forschungen zur Buchhandels- und Verlagsgeschichte oder auch zur Emanzipation des Schriftstellers im 18. Jahrhundert herangezogen worden.⁶ Gegenüber diesen Forschungsansätzen, die die »Briefwechsel als Materialsteinbrüche aufgefaßt« haben, nimmt Ernst Fischer eine neue Perspektive ein, indem er auf der Basis einer »systematischen Auswertung« die Frage stellt, »was die prinzipiellen Regeln und Mechanismen sind, nach denen Autoren-Verleger-Beziehungen funktionieren«. ⁷ Unter Verwendung unterschiedlicher soziologischer Theoriemodelle – Feld- und Habitusstheorie (Bourdieu) sowie Rollen-, Spiel- und Systemtheorie – hat er die »Mikrosoziologie und Mikroökonomie der Autor-Verleger-Beziehung im Spiegel der Briefwechsel« – vor allem anhand des umfangreichen Briefwechsels zwischen Carl Zuckmayer und seinem Verleger Gottfried Bermann Fischer – untersucht und regt »für die Zukunft«

4 Vgl. auch Ernst Fischer, »... diese merkwürdige Verbindung als Freund und Geschäftsmann«. Zur Mikrosoziologie und Mikroökonomie der Autor-Verleger-Beziehung im Spiegel der Briefwechsel, in: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte 15 (2006), S. 245–286, hier S. 247: »Es erscheint unter dieser Perspektive sinnvoll, die zwischen Autoren und Verlegern gewechselten Briefe prinzipiell als Geschäftskorrespondenz aufzufassen«.

5 Vgl. Fischer, *Verbindung*, S. 246. – Leider gilt dies auch für den vorliegenden Fall.

6 Vgl. etwa Hans Jürgen Haferkorn, *Der freie Schriftsteller. Eine literatursoziologische Studie über seine Entstehung und Lage in Deutschland zwischen 1750 und 1800*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens (AGB)* 5 (1964), S. 523–711. Vgl. auch Helmut Kiesel/Paul Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland*, München 1977 sowie Wolfgang von Ungern-Sternberg, *Schriftsteller und literarischer Markt*, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 3: *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789*, hg. v. Rolf Grimminger, München u. a. 1980, S. 133–185.

7 Fischer, *Verbindung*, S. 245.

an, die »für Autoren und Verleger charakteristischen Beziehungsmuster« auch an weiteren Beispielen zu analysieren.⁸

Mit diesem Fokus soll im weiteren Verlauf die Korrespondenz des Schriftstellers und Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819) mit seinen Verlegern, insbesondere mit dem Leipziger Verleger Georg Joachim Göschen (1752–1828),⁹ analysiert werden.¹⁰ Die Untersuchung der Korrespondenz Jacobis mit seinen Verlegern bietet sich als Korrektiv oder Ergänzung der Forschungsergebnisse Fischers an, weil dieser aufgrund seines Materials zu grundsätzlichen Aussagen über das Beziehungsmuster Autor–Verleger gelangt, die sich für die Korrespondenzen Friedrich Heinrich Jacobis nicht halten lassen. Dem in der Forschung vielfach betrachteten Dichtertypus – für das 18. Jahrhundert wurden hierfür vielfach Klopstock, Wieland, Schiller oder Goethe herangezogen¹¹ –, der versuchte, durch schriftstellerische Produktion seine Existenz zu sichern bzw. auf Grundlage seines erworbenen Ruhmes sein Einkommen zu vermehren und Einfluss auf die Gestaltung seiner Schriften zu gewinnen,¹² steht mit dem philosophisch-politischen Schriftsteller Jacobi, dessen Existenzgrundlage gesichert war und dem vornehmlich an größtmöglicher Wirkung lag, ein anderer Typus gegenüber. In Stephan Füssels umfangreicher Studie zu Göschen und der Geschichte seines Verlages findet Friedrich Heinrich Jacobi erstaunlicherweise keine Erwähnung, obgleich ihre Korrespondenz einen Zeitraum von 11 Jahren umfasst und für den hier betrachteten Zeitraum von 1786–1790 38 überlieferte und 39 erschlossene Briefe vorliegen.¹³

8 Ebd., S. 245 und 247.

9 Vgl. auch allgemein zu Göschen: Stephan Füssel (Hg.), *Repertorium der Verlagskorrespondenz Göschen (1783 bis 1828)*, bearb. v. Sabine Doering [...], Berlin u. a. 1996 (Georg Joachim Göschen. Ein Verleger der Spätaufklärung und der deutschen Klassik; Bd. 3) sowie Stephan Füssel, *Studien zur Verlagsgeschichte und zur Verlegertypologie der Goethe-Zeit*, Berlin 1999 (Georg Joachim Göschen. Ein Verleger der Spätaufklärung und der deutschen Klassik. Bd. 1).

10 Friedrich Heinrich Jacobi, *Briefwechsel*. Gesamtausgabe, begr. v. Michael Brüggem/Siegfried Sudhof, hg. v. Michael Brüggem/Heinz Gockel/Peter-Paul Schneider bzw. v. Walter Jaeschke (ab 2003). Im Folgenden zitiert unter der Sigle JBW mit Reihen- und Bandangabe. Bisher erschienen sind die Textbände I,1 bis I,7, die den Zeitraum 1762 bis Juni 1788 abdecken, sowie die Kommentarbände II,1 bis II,3. – In Teilen meines Beitrags beziehe ich mich auf einen nicht veröffentlichten Band des Briefwechsels, nämlich auf den Band I,8: Friedrich Heinrich Jacobi, *Briefwechsel Juli 1788–1790* [...], hg. v. Manuela Köppe. Da Briefnummern und Seitenzahlen für diesen Band noch nicht endgültig feststehen, gebe ich jeweils zusätzlich den bisherigen Druckort bzw. die Handschrift an.

11 Vgl. Wolfgang von Ungern-Sternberg, Ch. M. Wieland und das Verlagswesen seiner Zeit. Studien zur Entstehung des freien Schriftstellertums in Deutschland, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens (AGB) XIV* (1974), Sp. 1209–1534. Vgl. auch Dorothea Kuhn, Schiller und Goethe in ihrer Beziehung zu Johann Friedrich Cotta, oder: Das Rollenspiel zwischen Autor und Verleger, in: Winfried Barner/Eberhard Lämmert (Hg.): *Unser Commercium. Goethes und Schillers Literaturpolitik*, Stuttgart 1984, S. 169–85 sowie Stephan Füssel, *Schiller und seine Verleger*, Frankfurt a. M. 2005.

12 Zu der (versuchten) Einflussnahme der Dichter auf die Buchgestaltung vgl. Wolfgang von Ungern-Sternberg, *Schriftstelleremanzipation und Buchkultur im 18. Jahrhundert*, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik VIII* (1976) 1, S. 72–98.

13 Vgl. Stephan Füssel, *Studien zur Verlagsgeschichte*, S. 386 (Register).

Der Autor als Produzent, der Verleger als Dienstleister

26

Friedrich Heinrich Jacobi hatte nicht den *einen* Verleger, der seine Werke veröffentlichte und dem er über Jahrzehnte die Treue hielt. Sein Werk erschien vielmehr verstreut bei Marc-Michel Rey in Amsterdam, in der Kortenschen Buchhandlung (Flensburg/Leipzig), bei Gottlieb Löwe in Breslau, bei Georg Jakob Decker in Berlin, bei Göschen in Leipzig, bei Friedrich Nicolovius in Königsberg und bei Friedrich Perthes in Hamburg. Bisweilen ließ er Werke zeitgleich in unterschiedlichen Verlagen erscheinen. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass Jacobi keine Loyalitäten pflegte. Trotz großer Unzufriedenheit mit Gottlieb Löwe¹⁴ etwa veröffentlichte Jacobi bei ihm nicht nur die *Vermischten Schriften* (mit den überarbeiteten Fassungen respektive Fortsetzungen seiner Romane), sondern auch die erste und zweite Auflage seiner wirkungsmächtigen Schrift *Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn* (1785 und 1789) sowie das mit der Entstehungsgeschichte der zweiten Auflage verknüpfte Werk *David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus* (1787). Auch die überarbeiteten Fassungen seiner Romane von 1792, 1794 und 1796 erschienen bei demselben Verleger, nämlich Friedrich Nicolovius in Königsberg. Im Zusammenhang einer möglichen Neuausgabe des ersten Teils seines Romans *Woldemar* zeigte sich die Treue Jacobis – oder sein Respekt vor den Verlegerrechten – besonders deutlich. An Göschen, der Interesse an einer Fortsetzung des *Woldemar* mehrfach bekundet hatte, schrieb Jacobi am 6. April 1788:

»Sie haben mich wiederholt an Woldemar erinnert. Nun bin ich auch vom Verleger des ersten Theils, durch HE Boie, (ich habe wahrlich vergessen wie die guten Leute heißen u wo sie wohnen) erinnert worden. Der Verleger bittet um die Erlaubniß den ersten Theil neu aufzulegen. Ich sehe nicht wie ich dieses abschlagen kann, da ich für diese wenigen Bogen 40 tt. Ldor erhalten habe, u zwar zu einer Zeit da ich kaum anfieng etwas bekannt zu werden, u die Herren Berliner urtheilten, ich schriebe »unnatürliches bombastisches Zeug« – Haben Sie Lust zu Woldemar, so reden Sie, ohne mich zu compromittieren, mit dem Verleger. Ich rathe Ihnen aber nicht daß Sie viel daran legen, dann ich bin ein schwächlicher Mann, auf den kein Verlaß ist.«¹⁵

In die Produktion der Werke waren die Verleger in der Regel nicht eingebunden. So sehr Jacobi auch dazu neigte, Freunde und Bekannte auf dem Wege der Korrespondenz zu einer kritischen Lektüre seiner Manuskripte zu nötigen – besonders prägnant lässt sich dies für die zweite Auflage der *Spinoza-Schrift* belegen¹⁶ –, so wenig war dies Gegenstand der Korrespondenz mit den Verlegern. Allenfalls weist er einmal auf Arbeiten an dem Werk hin, um Verzögerungen im Produktionsprozess zu erläutern.¹⁷

Der Verleger kam für Jacobi erst dann ins Spiel, wenn es um die Produktion nicht mehr des Werkes, sondern des Buches ging. Und selbst hier hatte sich – möglicherweise nach dem

14 Zu Löwe vgl. JBW II,3, Anm. 14,21.

15 JBW I,7, Nr. 2048, S. 169.

16 Vgl. hierzu den Briefwechsel mit Georg Forster, Fürstin Amalie von Gallitzin, Wilhelm von Humboldt und Johann Friedrich Kleuker aus den Monaten Januar bis März des Jahres 1789.

17 Zum Beispiel im Brief Jacobis an Göschen vom 15.4.1789, wo es heißt, dass er an Ostern unter größter Bedrängnis noch an der *Vorrede* schrieb (JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (19)).

Vorbild seines Freundes Matthias Claudius, dessen Werke zwar bei Löwe in Breslau erschienen, der aber den Druck seiner Werke vor Ort selbst organisierte und überwachte – die Zuständigkeit des Verlegers im Laufe der Jahre (etwa ab 1785) auf organisatorische Absprachen und den Vertrieb des Buches reduziert. Der erste Brief Friedrich Heinrich Jacobis an den Verleger Georg Joachim Göschen vom 18. März 1786 gibt einen guten Eindruck davon, in welchem Ausmaß Jacobi hier als Geschäfts- respektive Produktionspartner auftritt, wie bemerkenswert klare Vorstellungen der Schriftsteller von dem Ablauf der Buchproduktion hat und in welchem Umfang er in die Produktionsprozesse nicht etwa zwangsweise eingebunden ist, sondern sich freiwillig selbst einbindet. Bisweilen entsteht so der Eindruck, der Verleger werde eigentlich nur noch von den Unternehmungen des Schriftstellers in Kenntnis gesetzt und eine freudige Annahme seiner Vorschläge als quasi selbstverständlich angenommen:

»Die Schrift, die ich Ihnen gegenwärtig anzubieten habe, führt den titul: F. H. Jacobi wider Mendelssohns Beschuldigungen, betreffend die Briefe über Leibning u Spinoza. Ich bin Willens sie in zwey Lieferungen zu geben. Die erste wird zwischen 5 u 6 Bogen betragen, Druck u Format wie die Briefe an Mendelssohn. Den Druck besorge ich selbst, weil ich sonst wegen der Correctur nicht sicher bin, u ich es überhaupt bequemer für mich finde; Sie ersetzen mir, nach Empfang der Exemplare die Unkosten – oder zeigen mir doch wenigstens den Empfang an, [...] Ich würde schon die künftige Woche mit dem Drucke den Anfang machen lassen, wenn ich wüßte, wie viel Exemplare Sie begehren. v den Briefen an Mendelssohn sind 1000 abgedruckt worden. – Ohngefähr 4 Wochen nach der ersten Lieferung, denke ich die 2^{te} erscheinen zu lassen. Nun ist die Frage, ob ich Ihnen die Exemplare der ersten Lieferung alle nach Leipzig schicken, oder ein Theil v hier aus spedieren lassen soll. In letzterem Falle hätten Sie mir die Adressen, u die Anzahl der Exemplare für jeden Ort anzugeben.

[...] Ich vergaß vorhin anzumerken, daß meine zweyte Lieferung nicht weniger Bogen als die erste enthalten wird. Vielleicht finde ich für gut, sie erst sechs Wochen nach der ersten erscheinen zu lassen.»¹⁸

Jacobi trat in diesem Brief seinem Verleger gegenüber bestimmt und bestimmend auf. Dieser Eindruck wird dadurch noch verstärkt, dass es sich hier um den ersten Brief zwischen Jacobi und Göschen handelt, mit dem der Verleger zunächst für Person und Projekt gewonnen werden sollte. Möglicherweise wurde Jacobis Auftreten durch zweierlei Umstände seiner Vorgeschichte geprägt: Zum einen war er als ehemaliger Kaufmann und Hofkammerrat erfahren in der Organisation und Abwicklung von Geschäften, zum anderen hatte er bereits bei der Produktion des *Spinoza-Buches* von 1785 Erfahrungen mit diesen Teilen der Buchproduktion gewonnen.¹⁹ Für Göschen wiederum war Jacobi kein unbekannter

18 JBW I,5, S. 117f. – In seinen leider nicht überlieferten Briefen an P.E. Reich von Ende Sept. 1787 (JBW I,3, Nr. 804, S. 52) und an G. Löwe vom Jan. 1787 (JBW I,6, Nr. 1609, S. 3; erschlossen aus Brief an Göschen vom 14.4.1787, JBW I,6, Nr. 1693, S. 76f.) wird Jacobi vermutlich ähnlich konkrete Bedingungen vorgetragen haben.

19 Vgl. Jacobi an Hamann, 5.1.1786 (JBW I,5, Nr. 1312, S. 10).

Autor.²⁰ So schrieb er Jacobi beispielsweise, er sei ihm wegen seines zweiten Romans *Woldemar* wohlgesonnen.²¹

Jacobi zeigte sich gegenüber dem Verleger Göschen recht selbstbewusst und ließ ihn wissen, dass für ihn die Honorarfrage von vollkommen nachgeordneter Bedeutung sei: »Was das Honorarium betrifft, so können wir uns nach Jahr u Tag darüber einmahl verstehen. Ich nehme es nicht für mich, u bin mit allem zufrieden, auch wenn Sie gar nichts geben.«²² Gegen die womöglich naheliegende Vermutung, dass es sich hierbei lediglich um eine demonstrative Formel für Unabhängigkeit handeln könnte, hinter der gleichwohl eine Honorarerwartung stand, über deren Höhe es Konventionen gab, und auf die Jacobi daher nicht extra verweisen musste, sprechen einige Fakten: Erstens zeigen seine ausführlichen Honorarverhandlungen bezüglich der Publikation seines Bruders Johann Georg (s. u.), dass kaum selbstverständliche, stillschweigende Standards geherrscht haben dürften, die man deshalb nicht zu artikulieren brauchte. Zum zweiten zählt die Frage des Honorars zu den zentralen Streitthemen zwischen Verlegern und Autoren im 18. Jahrhundert²³ und zum dritten ist aus dem gesamten Briefwechsel Jacobis, soweit ich dies übersehen kann, keine Streitigkeit hinsichtlich der Honorarfrage bekannt. Tatsächlich war Jacobi spätestens seit dem Tod seiner Schwiegermutter und der damit verbundenen Erbschaft seiner Frau, die aus der wohlhabenden Aachener Tuchmacherfamilie von Clermont stammte, ein vermöglicher Mann. Er trat vielfach als Mäzen hervor, unter anderem von Matthias Claudius und Georg Forster. Vor diesem Hintergrund wäre es denkbar, dass das Modell eines impliziten Tauschhandels solchen Honorarverzicht begründete: dies sowohl im Hinblick auf Gefälligkeiten, wenn es um die Publikation von Freunden, als auch, wenn es um die Organisation eigener Angelegenheiten ging, wie die weiteren Beispiele zeigen werden.

Wie genau aber die Motivationslage auch immer gewesen sein mag, im Hinblick auf den ersten Kontakt bleibt festzuhalten, dass Jacobi die Ansprüche an den Verleger klar und direkt formuliert: Der Verhandlungsspielraum in der Sache ist äußerst gering und betrifft eigentlich nur die Exemplarzahl und die Adressierungsfrage (s. o.). Einzig auf dem Gebiet des Honorars ist Jacobi äußerst konziliant, ja zu allen Zugeständnissen bereit.

Dieses Verhaltensmuster zieht sich wie ein roter Faden durch die Korrespondenz Jacobis mit Göschen, die immer wieder belegt, in welchem Ausmaße Jacobi in die Produktionsprozesse eingebunden war und wie weitgehend er oftmals bereits in diesen Produktionsprozessen vorangeschritten war, bevor er dem Verleger sein Werk anbot. So etwa hatte er zwar im Januar 1788 bei Göschen nachgefragt, ob dieser Interesse hätte, Werke aus dem Nachlass Thomas Wizenmanns zu verlegen und dieser hatte auch zugesagt. Als dann, unter veränderten Bedingungen und mit einer Verzögerung von einem Jahr, das Werk gedruckt

20 Als Beleg für die Berühmtheit Jacobis unter seinen Zeitgenossen mag u. a. auch das Faktum dienen, dass seine Büste – neben denen anderer bedeutender Zeitgenossen – im Intelligenzblatt des in Jena erscheinenden Rezensionsorgans *Allgemeine Literatur-Zeitung* regelmäßig zum Kauf angeboten wurde.

21 Siehe den erschlossenen Brief Göschens an Jacobi vom 24.3.1786 (JBW I,5, Nr. 1373, S. 123).

22 Jacobi an Göschen, 18.3.1786 (= erster Brief der Korrespondenz) (JBW I,5, Nr. 1369, S. 117). – Vgl. auch später im Brief Jacobis an Göschen vom 10.2.1789 (JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (16)): »Mit der Bezahlung hat es keine Eile; ich warte bis Johanni, und wenn Ihnen ein recht großer Gefallen geschieht, bis zu seiner Enthauptung.« – Vgl. auch Jacobi an Göschen, 13.6.1790 (JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (25)).

23 Vgl. hierzu das Fazit.

wurde, schrieb Jacobi erst in dem Moment an Göschen, als die Ballen der gedruckten Bogen bereits auf dem Weg nach Leipzig waren.²⁴ Gänzlich vor vollendete Tatsachen stellte Jacobi Göschen mit seinem Brief vom 17. August 1788:

»Ich lasse wirklich wieder etwas für Ihren Verlag drucken, u wir sind schon am 3^{ten} Bogen. Es ist ein Singspiel in zwey Aufzügen: Phädon und Naide, oder der redende Baum, von meinem Bruder, dem Professore in Freyburg, ehemahls Canonicus in Halberstadt. Er stellte es mir anheim einen Verleger zu wählen. Seine Bedingungen waren: 1) Unverzögerte Herausgabe. 2) Schöner u correcter Druck auf recht sauberes Papier. 3) fünfzehn Frey-exemplare – 4) fünf neue Luisdor, oder 55 Gulden honorarium. So hätte Schloßer die Handschrift taxiert. Ich könnte, wenn ich meinte einige Gulden herab lassen. Unter 4 Ldor oder 44 Gulden liesse er das Werk nicht. Diese Bedingungen scheinen mir sehr annehmlich, u ich glaubte mich als Ihren Freund zu beweisen, indem ich das Singspiel sogleich für Ihre Rechnung in die Preße gab, u Sie als Verleger auf den Titel setzte. Es wird 3 gedruckte Bogen machen, und diese Woche fertig werden. Sollte Ihnen der Verlag, gegen alle meine Erwartungen nicht angenehm seyn, so trage ich das honorarium. Ich glaube aber um so mehr daß Sie mit diesem kleinen Dinge nicht übel fahren werden, da seit geraumer Zeit von meinem Bruder nichts neues erschienen ist.«²⁵

29

Vielleicht handelt es sich hierbei um eine Form der Nötigung, für die das Medium des Briefes einen besseren Aktionsspielraum bereitstellt als das persönliche Gespräch: Dieses würde vielleicht zuzeiten eine Unterbrechung veranlassen; im Brief dagegen lassen sich im Anschluss an die offensive Zumutung unterbrechungslos Erläuterungen, Argumente und Einschmeichelungen anfügen. Auch wird ein Raum für Rückzugsmöglichkeiten eröffnet, auf dessen Nicht-Nutzung man spekuliert, dessen Nutzung aber so vorbereitet wäre, dass keine Partei hierbei das Gesicht verlöre oder die weitere Kooperation gefährdet wäre.

Der zitierte Briefpassus gibt aber darüber hinaus bereits einen Eindruck davon, welche Produktionsbedingungen den Autoren besonders wichtig waren, was also – aus Sicht der Autoren – einen guten Verleger auszeichnete.

Der gute Verleger – Ansprüche an den Verleger

Drei Dinge sind es vor allem, die Jacobi von einem Verleger erwartete. An erster Stelle stand die Sorgfalt in der Herstellung. Schon gegenüber seinem ersten Verleger, Marc-Michel Rey in Amsterdam, wurde dies deutlich. Ihm schrieb er im Dezember 1770: »Pour l'exécution, ayez soin, je Vous supplie, quelle soit propre et correcte.«²⁶ Folgerichtig insistierte Jacobi,

24 Vgl. Jacobi an Göschen, 10.2.1789 (JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (16)). – Die Schrift von Johannes Müller *Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde* bot Jacobi dem Verleger Göschen in seinem Brief vom 18. Mai 1788 als »HochzeitsGeschenk« an und gab sie gleichzeitig in Druck. Göschens Zusage erreichte Jacobi mit großem Zeitverzug, wie sein Antwortbrief vom 11. und 14. oder 15. Juni 1788 zeigt, in welchem er schreibt: »Es war Zeit, lieber Goeschen, daß Ihr Biljet ankam, denn ich war verlegen, u dachte auf andre Maaßregeln. / Einliegend ein fertiges Exemplar. Sonnabend geht die ganze Auflage mit dem Postwagen an Sie ab. Sorgen Sie für schnelle Verbreitung.« Vgl. Jacobi an Göschen, 18.5.1788 (JBW I,7, Nr. 2104, S. 227–229) sowie Jacobi an Göschen, 11.6.1788 (JBW I,7, Nr. 2134, S. 252).

25 JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (13).

26 Jacobi an Rey, 6.12.1770 (JBW I,1, Nr. 172, S. 100).

als er gezwungen war, die Abschrift eines Manuskripts ohne weitere Durchsicht an Rey zu schicken, nachdrücklich:

»On n'apporte la copie de mon manuscrit au moment ou la messagere de Neus vient pour prendre mon paquet. Je ne puis absolument pas le relire: Ainsi faites bien soigneusement examiner s'il n'y a nulle part un contresens, faute d'ortographe de ponctuation &cet. Je Vous recommande encore une fois diligence, corection et propreté.«²⁷

30

Es mag die Bedeutung eines korrekten Drucks für Jacobi gewesen sein, die ihn, insbesondere nach der Erfahrung der Betreuung seiner *Vermischten Schriften* durch Claudius,²⁸ veranlassen, den Druck seiner weiteren Schriften vor Ort unter eigener Aufsicht und Korrektur – bzw. derjenigen seines Privatsekretärs Johann Heinrich Schenk – vorzunehmen.²⁹ Insbesondere in dem Drucker Eyrich in Mülheim am Rhein (= Köln-Mülheim) hatte er einen Kooperationspartner gefunden, mit dem er in der Folge beständig zusammen arbeitete.³⁰ An Johann Georg Hamann schrieb Jacobi im Januar 1786: »Zu Mülheim ist keine Censur; der Buchdrucker ein rechtschaffener u mir ergebener Mann.«³¹ Später wird er Eyrich gegen die Vorwürfe Johann Friedrich Kleukers in Schutz nehmen und versichern, dass Eyrich ein »wahres Buchdruckergenie« sei.³²

Die Bedeutung jener ersten Verlegertugend trat auch dann wieder in den Vordergrund, als Jacobi den Druck einer Schrift, die anonym erscheinen sollte, in Göschens Hände legte, um das rechtzeitige Erscheinen des Werkes zu gewährleisten, woran ihm in diesem Fall ganz besonders gelegen war.³³

An zweiter Stelle der Anforderungen an einen guten Verleger stand die zügige und weit-räumige Verteilung der Schriften sowie deren Bewerbung – also das, was man heute mit *Vertrieb* und *Marketing* bezeichnen würde. Entsprechend heißt es in dem ersten Brief an Göschen:

»Die Hauptsache ist, in dem gegenwärtigen Falle, daß meine Schrift schnell herum komme; daß sie in den vornehmsten Städten Deutschlands [sic] ohngefähr zu gleicher Zeit erscheine, u vor der Erscheinung nicht das mindeste kund werde. Meine zweyete

27 In der Nachschrift zum selben Brief (JBW I,1, Nr. 172, S. 101). – Zuvor – im zweiten Absatz des Briefes – hatte Jacobi bereits angegeben, man solle seine Einleitung von einem Muttersprachler prüfen lassen; er endete mit dem Satz: »Recommandez, je Vous prie, que ce soit avec la plus grande attantion [sic].« (JBW I,1, Nr. 172, S. 101.)

28 Vgl. Donovan, *Der christliche Publizist*, S. 90 f.

29 Vgl. Jacobi an Göschen, 18.3.1786 (JBW I,5, Nr. 1369, S. 117).

30 Den Beginn dieser Zusammenarbeit stellte wohl die Erstausgabe des *Spinoza-Buchs* von 1785 dar.

31 Jacobi an Hamann, 5.1.1786 (JBW I,5, Nr. 1312, S. 11).

32 Jacobi an Kleuker, 10.3.1789 (JBW I,8; vgl. Johann Friedrich Kleuker und Briefe seiner Freunde. [...], hg. v. H. Ratjen, Göttingen 1842, Nr. 33, S. 128 f.).

33 Wizenmanns Schrift *Die Resultate der Jacobischen und Mendelssohnschen Philosophie; kritisch untersucht von einem Freiwilligen* sollte unbedingt zeitgleich mit Jacobis Rechtfertigung *Wider Mendelssohns Beschuldigungen* erscheinen. Vgl. hierzu und zu Jacobis nachdrücklichem Drängen auf einen korrekten Druck die Briefe an Göschen vom 7.4.1786 (JBW I,5, Nr. 1382, S. 137 f.), vom 8.4.1786 (JBW I,5, Nr. 1385, S. 140–142) und vom 19.4.1786 (JBW I,5, Nr. 1396, S. 155 f.).

Bedingung ist, daß sie in den Zeitungen der Hauptörter, gleich nachdem sie dort angekommen, zwey oder drey Mahl hinter einander ausgebothen werde.«³⁴

Nach anfänglichen Schwierigkeiten, auf die noch näher einzugehen sein wird, war Jacobi mit Göschens Arbeit in diesem Punkt offenbar zufrieden, denn an Johannes Müller schrieb er im Jahre 1788 bezüglich der geplanten Publikation einer Schrift: »mein Freund u Verleger Goeschen in Leipzig, soll das Buch in Umlauf bringen mit einer Geschwindigkeit, worüber Sie sich verwundern werden.«³⁵ Ganz anders verhielt es sich mit dem Verleger Löwe: Jacobis wiederholte Verärgerung über Löwe betraf vor allem diesen Aspekt. Doch dazu später mehr.

An dritter Stelle ist eine weitere, für Jacobi wesentliche Verlegertugend zu nennen: die Verschwiegenheit. Diese Tugend konnte in mindestens dreierlei Hinsicht von Bedeutung sein. Erstens erwartete Jacobi von Göschen, dass er im Falle einer Ablehnung eines Werkes Stillschweigen über diesen Vorgang bewahrte. Hintergrund dieser – von Jacobi mehrfach vorgebrachten³⁶ – Bitte war wohl der Umstand, dass ein öffentliches Bekanntwerden einer solchen Zurückweisung die Unterbringung des Werkes in einem anderen Verlag sehr erschwert hätte.

Das Schweigegebot konnte aber auch die Funktion haben, die Einschlagskraft einer Streitschrift nicht dadurch zu vermindern, dass bereits zuvor deren Inhalte häppchenweise an die Öffentlichkeit gelangten. In diesem Sinne mahnte Jacobi Göschen bezüglich seiner gegen die Berliner Aufklärer gerichteten Schrift *Wider Mendelssohns Beschuldigungen betreffend die Briefe über die Lehre des Spinoza*: »Ich verlaße mich auf Ihre Treue, daß Sie von dem Inhalte meiner Schrift nichts ruchtbar [sic] werden laßen, vor ihrer Erscheinung.«³⁷

Ganz besonders bedeutsam und gefordert aber war die Tugend der Verschwiegenheit dann, wenn es darum ging, eine politisch brisante Schrift anonym zu publizieren. Den Autoren des 18. Jahrhunderts war – zumal im Fall der Veröffentlichung politischer Schriften – an der Anonymität des Erscheinens ihrer Werke und der Wahrung dieser Anonymität sehr gelegen. Bereits im Kontext der erneuten Herausgabe der Erzählung *Le noble* von Isabelle de Charrières durch Jacobi, der dem Werk eine adelskritische Einführung vorangestellt hatte, kam dies zum Ausdruck. Seinem Verleger Marc-Michel Rey schrieb er am 6. Dezember 1770: »Vous ne direz *absolument à personne*, pas même à Leuchsenring, que je suis l'editeur de cette brochure; il me feroit même plaisir qu'on ignorasse qu'elle sort de Vos presses.«³⁸

Auch als Jacobi fast 20 Jahre später von dem in den Diensten des Mainzer Erzbischofs – und damit des Reichserzkanzlers – stehenden Johannes Müller gebeten wurde, seine Schrift *Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde* anonym publizieren zu lassen,³⁹ empfahl ihm Jacobi Göschen als Verleger aufgrund seiner bereits unter Beweis gestellten Verschwiegen-

34 Jacobi an Göschen, 18.3.1786 (= erster Brief der Korrespondenz) (JBW I,5, Nr. 1369, S. 117f.).

35 Brief vom 12.5.1788 (JBW I,7, Nr. 2091, S. 210).

36 Vgl. hierzu im (ersten) Brief Jacobis an Göschen vom 18.3.1786: »Ich sehe Ihrer Antwort mit Verlangen entgegen. Sollte Ihnen mein Anerbieten nicht gefallen, so hoffe ich, daß Sie mich wenigstens gleich aus der Ungewißheit ziehen, u mein Vorhaben verschweigen werden.« (JBW I,5, Nr. 1369, S. 118). Vgl. auch Jacobi an Göschen, 10.2.1789: »Wenn Sie das Buch nicht nehmen, so verschweigen Sie, daß Sie es ausschlugen.« (JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (16)).

37 Jacobi an Göschen, 15.4.1786 (JBW I,5, Nr. 1392, S. 154).

38 Jacobi an Rey, 6.12.1770 (JBW I,1, Nr. 172, S. 100).

39 Vgl. Müller an Jacobi, 10.5.1788 (JBW I,7, Nr. 2087, S. 208f.).

heit: »Ich nenne Sie keinem Menschen; u in Absicht meiner, als Unterhändler, bin ich v Göschens Verschwiegenheit auch vollkommen gewiß. Er hat v dieser Seite schon mehrere Proben abgelegt.«⁴⁰ Zur Sicherheit aber bekräftigte er gegenüber Göschen die Bedeutung dieser Tugend: »ich verlaße mich fest auf Ihre Verschwiegenheit u Treue.«⁴¹

Die Publikationsgeschichte dieses Werkes zeigt übrigens ein weiteres Mal Jacobis Selbsteinbindung in die Produktionsprozesse: Nachdem er Müller umgehend eine Zusage erteilt hatte,⁴² korrigierte er, von Müller dazu bevollmächtigt,⁴³ die Handschrift,⁴⁴ organisierte den Druck,⁴⁵ bot Göschen den Verlag an⁴⁶ und sorgte für die Übersendung von Rechnung und gedruckten Exemplaren nach Leipzig.⁴⁷

Der schlechte Verleger – Konflikte zwischen Autor und Verleger

Anhand der Tugenden lassen sich leicht Untugenden ableiten, die zu entsprechenden Konflikten zwischen Autor und Verleger führen mussten. Hierzu gehörte vor allem der zügige bzw. verzögerte Vertrieb der Schriften. Wie bereits angedeutet, war es vor allem Gottlieb Löwe in Breslau, der Jacobi in dieser Hinsicht verärgerte; Löwe gelang es aber offenbar auch immer wieder, sich Jacobis Gunst zu versichern.

Schon die Auslieferung des ersten, von Löwe verlegten Werkes – der erste Band der *Vermischten Schriften* – war schleppend verlaufen.⁴⁸ Auch hinsichtlich der Verteilung der Erstausgabe seines *Spinoza-Buches* von 1785 kam Jacobi zu Beginn des Jahres 1786 zu dem Schluss: »Löwe ist zu träge.«⁴⁹ Es erfolgte im selben Jahr der Wechsel von Löwe zu Göschen – nach Rücksprache mit Claudius, der zuvor Löwe empfohlen hatte und nun Göschen empfahl. Entsprechend hieß es zu Beginn des ersten Briefes von Jacobi an den neuen Verleger Göschen vom 18. März 1786:

»Mein Freund Claudius in Wandsbeck hat mir gerathen, mich an EwHoch-Edelgebohren zu wenden, nachdem ich ihm gemeldet, daß ich mit Herrn Loewe in Breslau unmöglich länger Geduld haben könnte. Claudius ist mit ihm nicht weniger unzufrieden als ich. Ich weiß mir von diesem Manne gar keinen Begriff zu machen.«⁵⁰

Allerdings blieb die Abkehr von Löwe schon von Beginn an ambivalent, denn bereits im nächsten Brief an Göschen schrieb Jacobi:

»Meine Antwort an Loewe habe ich verschoben, bis ich die Ihrige hätte. Nun bin ich etwas verlegen, was ich ihm in Absicht der neuen Auflage meiner Briefe [= der Spinoza-

40 Brief vom 12.5.1788 (JBW I,7, Nr. 2091, S. 211).

41 Brief vom 18.5.1788 (JBW I,7, Nr. 2104, S. 228).

42 Vgl. Jacobi an Müller, 12.5.1788 (JBW I,7, Nr. 2091, S. 210 f.).

43 Vgl. Müller an Jacobi, 15.5.1788 (JBW I,7, Nr. 2096, S. 215 f.).

44 Vgl. Jacobi an Müller, 18.5.1788 (JBW I,7, Nr. 2105, S. 229) sowie Jacobi an Müller, 11.6.1788 (JBW I,7, Nr. 2134, S. 252).

45 Vgl. Jacobi an Müller, 12.5.1788 (JBW I,7, Nr. 2091, S. 210 f.).

46 Vgl. Jacobi an Göschen, 18.5.1788 (JBW I,7, Nr. 2104, S. 227–229).

47 Vgl. Jacobi an Göschen, 11. u. 14. o. 15.6.1788 (JBW I,7, Nr. 2133, S. 251 f.).

48 Vgl. Jacobi an Fürstin Gallitzin, 14.3.1782 (JBW I,3, Nr. 763, S. 14).

49 Jacobi an Hamann, 5.1.1786 (JBW I,5, Nr. 1312, S. 10 f.).

50 JBW I,5, Nr. 1369, S. 117.

Schrift; d. Verf.] schreiben soll. Ich wäre so gern v ihm los, weil meine lebhaftige Gemüthsart sich mit seinem Phlegma nicht verträgt: von der andern Seite aber dauert mich die gute Haut ...»⁵¹

Tatsächlich ließ Jacobi, wie er ein Jahr darauf Göschen genötigt war zu erklären, sich durch bestimmte – leider nicht überlieferte – Briefe von Löwe überreden, mit der Schrift *David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus*, die aus der Arbeit an der zweiten Auflage der *Spinoza-Schrift* hervorgegangen war, wieder zu Löwe zurückzukehren. Doch alle bisherigen schlechten Erfahrungen kulminierten im Kontext der Publikationsgeschichte dieses Werkes. Vollends aufgebracht war Jacobi vor allem, als er von Göschen erfahren musste, dass die zügige Verbreitung der Exemplare des *David Hume* dadurch gefährdet war, dass Löwe seinem Kommissionär in Leipzig – entgegen seiner Beteuerung gegenüber Jacobi – keine Anweisungen für die Auslieferung gegeben hatte:

33

»[...] in seinem letzten Briefe versichert er [Löwe] mich, HE. Schneider wegen Versendung der Exemplare, so bald sie ankommen würden, die gemeßten Befehle gegeben zu haben. – Nun stellen Sie sich mein Erstaunen vor bey der Nachricht, daß HE. Schneider noch gar keine Befehle erhalten hat!«

Jacobi fühlte sich gegenüber Göschen nun unter einem extremen Rechtfertigungszwang, da er die Schrift nicht zu Göschen in den Verlag gegeben hatte, und gibt zugleich seinem Ärger über Löwe Raum:

»Loewe ist der unbegreiflichste unter allen Menschen; u ich der thörichtste, daß ich, nach der Kenntniß die ich v seinem Character erlangt hatte, mich durch sein Flehen u den gutmüthigen Ton seiner Briefe v neuem berücken ließ. [...] So hat mich seit Jahren kein Mensch geärgert, wie an dem heutigen Tage dieser verzweifelte Gottlieb Loewe. Ich hoffe dieser unverantwortlich nachlässige Mann, wird nun endlich doch an HE. Schneider geschrieben haben, u die Versendung der Exemplare vor Ankunft dieses Briefes geschehen seyn. Aber was muß man nicht fürchten, wenn man mit einem Manne wie Loewe zu thun hat?«

Wieder einmal sah Jacobi keine andere Möglichkeit, als den vor Ort in Leipzig ansässigen Göschen mit dieser Angelegenheit zu behelligen, in die dieser ohnehin bereits involviert war:

»Sie, theuerster Freund, werden mich also unendlich verbinden, wenn Sie bey HE. Schneider Nachricht einziehen, u was Sie erfahren mir so gleich berichten oder berichten lassen wollen. Könnten Sie HE. Schneider bereden meiner Angelegenheiten sich etwas eifriger anzunehmen, so würden Sie dadurch meine Dankbarkeit noch unendlich vergrößern.«⁵²

51 Brief vom 29.3.1786 (JBW I,5, Nr. 1377, S. 131).

52 Sämtliche zuletzt gegebene Zitate stammen aus Jacobis Brief an Göschen vom 14.4.1787 (JBW I,6, Nr. 1693, S. 76 f.).

Trotz dieser negativen Erfahrungen ließ Jacobi 1789 die zweite Auflage der *Spinoza-Schrift* ebenfalls bei Löwe veröffentlichen – möglicherweise auch deshalb, weil die Verleger des 18. Jahrhunderts die Rechte an den weiteren Auflagen eines zuerst bei ihnen erschienenen Werkes beanspruchten und ggfs. reklamierten.⁵³ Auch in den Vertrieb dieses Werkes wurde der neue Verleger und Produktionspartner Göschen umfänglich involviert.

Im Frühjahr 1789 ließ Jacobi bei dem vertrauten Drucker Eyrich sowohl die bei Löwe verlegte *Spinoza-Schrift* als auch die aus dem Nachlass seines Freundes Thomas Wizenmann herausgegebene Schrift *Das Leben Jesu nach dem Matthäus*, die bei Göschen erschien, drucken. Die Ballen mit den gedruckten Bogen gingen dann mit denselben Fuhrwagen zur Ostermesse nach Leipzig, wo Göschen von Jacobi genötigt wurde, nicht nur die für ihn selbst bestimmten Ballen, sondern auch jene für Löwe in Empfang zu nehmen und weiterzuleiten.⁵⁴ Möglicherweise hatte Jacobi auch deshalb wenig Skrupel, Göschen in diese Angelegenheit einzubeziehen, weil dieser versucht hatte, Jacobi im Hinblick auf Löwe zu beruhigen. Jacobi hatte seine Korrespondenz mit Löwe entsprechend unaufgeregt abgefasst, wurde aber auch in der Folge wegen der »Trägheit« Löwes nicht glücklich mit ihm:⁵⁵

»Ist Loewe in Breslau vielleicht gestorben? Er hat mir weder meine Auslagen für meine letzte Schrift ersetzt, noch auch eine Zeile zur Entschuldigung oder sonst geschrieben. Unterdeßßen versichern mich andre Buchhändler meine Schrift sey gut abgegangen. Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir einige Erläuterung über Loewens Betragen, wenn es auch nur aus Muthmaßung ist, geben können.«⁵⁶

Das Beispiel zeigt, dass die Schrift- und Kommunikationsmedien auf ein funktionierendes Transportwesen angewiesen waren: im Fall der Bücher insbesondere dort, wo Autor, Drucker und Verleger an unterschiedlichen Orten agierten; im Fall der Briefe besonders dort, wo große Eile geboten war. Gleichwohl war das Transportwesen nur eine notwendige, keine hinreichende Bedingung für gelingende Kommunikation: Wenn der Kommunikations- und Geschäftspartner – aus welchen Gründen auch immer – nicht antwortete, blieb nur die Möglichkeit, andere zu behelligen, von denen man sich Auskunft erhoffen durfte. Göschen wurde in solchen Fällen mehrfach von Jacobi kontaktiert. Doch auch mit Göschen verlief die Zusammenarbeit nicht immer reibungslos.

Der Verleger als Freund: Freundschaftsbriefe, Scheidebriefe, Versöhnungsbriefe

Jener Brief, mit welchem Jacobi die Korrespondenz und die Zusammenarbeit mit Göschen einleitete, begann und endete noch ganz mit jenen Formeln, die die Position des Gegenüber innerhalb der ständischen Gesellschaft adäquat abbildeten: »HochEdelgebohrner/Hochzu-

53 Vgl. Anm. 71.

54 Vgl. die Briefe Jacobis an Göschen vom 15.4.1789 (JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (19)), vom 19.4.1789 (JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (20)) und vom 26.4.1789 (JBW I,8; Handschrift: Goethe-Museum Düsseldorf, Stiftung Helmut Jacobi).

55 Vgl. Jacobi an Göschen, 18.5.1787 (JBW I,6, Nr. 1736, S. 153f.).

56 Jacobi an Göschen, 15.9.1787 (JBW I,6, Nr. 1849, S. 256).

verehrender Herr.« lautete die Anrede und die Schlussformel besagte: »Ich bin mit vollkommener Hochachtung / EwHochEdelgebohrnen / gehorsamster Diener / Friedrich Heinrich Jacobi.« Auch die folgenden Briefe Jacobis waren in dieser Weise gehalten und gerahmt.⁵⁷

Der Übergang zum freundschaftlichen Ton unter Fortlassung der förmlichen Floskeln geschah im Brief vom 8. April 1786⁵⁸ auf eine bemerkenswerte Weise: Der erste- und Hauptbrief war in der bis dahin üblichen Form gehalten, während die beiden Nachschriften einen vertraut-freundschaftlichen Ton anstimmten. So endete die erste Nachschrift mit der neuen Formel »Von ganzem Herzen / der Ihrige / F H Jacobi«. Sie mag bereits unter dem Einfluss der Lektüre des »lieben Brief[es]« von Göschen vom 2. April geschrieben worden sein, der eine Wendung zum vertraut-freundschaftlichen Umgang begründet hatte:

»Ihnen zu antworten, bester Goeschen, ist es nun zu spät. Es geschieht mit nächster Post. Sie haben mir mit Ihrem Schreiben eine große, herzliche, innige Freude gemacht. Gott laße es Ihnen wohl gehen. Ich umarme Sie von Herzen. / Ihr F H Jacobi –«

35

Der folgende Brief vom 15. April steigerte diese Vertraulichkeit noch durch den Abschluss: »Leben Sie wohl u behalten Sie mich lieb, / mich, Ihren Freund / F H Jacobi.«⁵⁹

Es scheint dann wiederum Göschen zu sein, der nicht nur den vertraulicheren Tonfall in dieser Korrespondenz einleitete, sondern darüber hinaus auch andere als bloß geschäftliche Themen wählte. Als Beleg hierfür fehlt zwar abermals der Brief Göschens, doch fiel Jacobis Antwort eindeutig aus:

»Gestern, mein Freund, erhielt ich Ihr liebes Schreiben vom 17^{ten} April. Herzlichen Dank für alles was es enthält. Fürchten Sie ja nicht, daß Sie mir je von sich selbst zu viel erzählen könnten. Sie sollen auch mit meiner Person u mit meinen Schicksalen bekannter werden.«⁶⁰

Jacobi, der sonst durchaus dazu neigte, seine privaten Lebensumstände und persönlichen Erlebnisse offen und sogar öffentlich darzustellen, hielt sich allerdings zunächst zurück. Dagegen eröffnete er mit seinem Brief vom 4. Mai 1786⁶¹ ein anderes, zwischen den Briefpartnern bislang noch nicht behandeltes Themenfeld: dasjenige der Inhalte seiner Werke. In diesem Fall legte Jacobi offen, wie er die Berliner Aufklärer sehe und warum er ihnen derart heftig begegne, wie er es in seiner Schrift *Wider Mendelssohns Beschuldigungen* – das erste Werk, das er Göschen zum Verlag angeboten hatte – getan hatte.

Ende desselben Monats, am 24. Mai 1786, schrieb Jacobi einen weiteren kurzen Brief an den Verleger, der in Inhalt und Form positiv gehalten war. Die nächsten überlieferten Briefe der Korrespondenz datieren vom 7. Oktober 1786 und wurden beide von Jacobi verfasst. Der eine bediente sich wieder der förmlichen Floskeln: ein eindeutiges Zeichen dafür, dass die Ebene des freundschaftlichen Briefes verlassen und auf diejenige des Geschäftsbriefes gewechselt wurde. (Mit demselben äußeren Zeichen war viele Jahre zuvor auch der Brief-

57 Vgl. die Briefe vom 29.3.1786 (JBW I,5, Nr. 1377, S. 131–133), vom 7.4.1786 (JBW I,5, Nr. 1382, S. 137f.) etc.

58 Vgl. JBW I,5, Nr. 1385, S. 140–142.

59 JBW I,5, Nr. 1392, S. 154.

60 Jacobi an Göschen, 23.4.1786 (JBW I,5, Nr. 1404, S. 160).

61 Vgl. JBW I,5, Nr. 1423, S. 191 f.

wechsel Jacobis mit dem Buchhändler und Verleger Philipp Erasmus Reich von der formlos-freundschaftlichen Variante wieder in die floskelhafte Form der Anfangszeit der Korrespondenz übergegangen.⁶²) Das Medium des Briefes ermöglicht so auf zugleich deutliche und implizite Weise, den jeweiligen Stand der Beziehung zu artikulieren und die gewünschte Kommunikationsebene vorzugeben. Im vermutlich zweiten Brief vom 7. Oktober 1786 wählte Jacobi die formlose, freundschaftliche Anrede und endete mit dem Abschiedsgruß: »Ich umarme Sie von Herzen, als Ihr wahrer Freund/F Jacobi.«⁶³ Beide Briefe enthalten eingangs Abschnitte, die auf einen Konflikt Bezug nahmen, aber auf Versöhnung zielten. So heißt es im ersten Brief:

»Lassen Sie nunmehr den ganzen Vorfall zwischen uns in Vergeßenheit übergehn, oder, wenn doch ja davon etwas im Gedächtnisse bleiben soll, so mag es blos dasjenige seyn, was davon zu noch stärkerer Befestigung unserer Verbindung in der Zukunft beförderlich seyn kann.«

Der zweite beginnt mit den Worten: »Was uns begegnet ist, mein lieber Goeschen, soll uns nicht wieder begegnen.« und fährt wenig später fort: »Unter rechtschaffenen Leuten ist jeder Mißverständnis bald getilgt. Wahrscheinlich setze ich bald nach der Meße Ihre Thätigkeit auf eine neue Probe.« Dieser an idealen Verhaltenskodizes der Aufklärung orientierte Versöhnungsgestus war somit vermutlich auch von ganz pragmatischen eigenen Interessen – etwa an einer weiteren Zusammenarbeit – motiviert.

Derselbe Brief gibt auch Auskunft darüber, was auf Jacobis Seite den Konflikt herauf beschworen haben mochte. Von »Druckfehlern« und »zweyfachen errata« ist die Rede, von

62 Auf den formelhaften ersten Brief vom 2.5.1770 (JBW I,1, Nr. 155, S. 91 f.) folgen die in freundschaftlich-empfindsamen Ton verfassten Briefe vom 12.3.1771 (JBW I,4, Nr. 187.2, S. 318) und vom 27.5.1771 (JBW I,4, Nr. 195.1, S. 319). Dieser Ton änderte sich erst, nachdem ein von Wieland vorgeschlagenes und von Jacobi gemeinsam mit dem Buchhändler Baerstecher in die Wege geleitetes »Buchhändler-Project« (Jacobi an Wieland, 10.8.1772, JBW I,1, Nr. 253, S. 158), das dazu dienen sollte, die Rechte und Einkünfte der Autoren zu stärken (Wieland an Jacobi, 19.6.1772, JBW I,1, Nr. 250, S. 156 f.), recht jämmerlich scheiterte (vgl. JBW II,1, Anm. 166,1 und 166,3). Nach der großen mea-culpa-Geste in seinem Brief an Reich vom 6.10.1772 (JBW I,1, Nr. 259, S. 164–166) war die Korrespondenz wieder von einer förmlich-formelhaften Distanz geprägt (vgl. die Briefe vom 27.10.1775, JBW I,2, Nr. 426, S. 28 f. und vom 5.5.1778, JBW I,2, Nr. 485, S. 74). – Selbst erfolgreichere Projekte solcher Art, von denen es nicht wenige im 18. Jahrhundert gab, scheiterten allerdings früher oder später. Vgl. Michael Bülow, Buchmarkt und Autoreneigentum. Die Entstehung des Urhebergedankens im 18. Jahrhundert, Wiesbaden 1990, S. 34–43 sowie Evi Rietzschel, Nachwort, in: dies., Gelehrsamkeit ein Handwerk? Bücherschreiben ein Gewerbe? Dokumente zum Verhältnis von Schriftsteller und Verleger im 18. Jahrhundert in Deutschland, hg. mit einem Nachwort u. Anmerkungen v. Evi Rietzschel, Leipzig 1982, S. 249–276, bes. S. 267–270; vgl. dort S. 268: »Das einzige Selbstverlagsunternehmen, das über längere Zeit glückte, war Wielands Zeitschrift »Teutscher Merkur«. Der genau kalkulierende Wieland nutzte geschickt die Möglichkeiten des vertreibenden Buchhandels.« Vgl. hierzu auch Siegfried Seifert, »Mein mercurialisches Fabrikwesen«. Die Anfänge des Teutschen Merkur und die Selbstverlagsidee, in: Andrea Heinz (Hg.), »Der Teutsche Merkur« – die erste deutsche Kulturzeitschrift?, Heidelberg 2003, S. 37–50.

63 Jacobi an Göschen, 7.10.1786 (JBW I,5, Nr. 1553, S. 375). – Der vorausgehende Brief selben Datums trägt die Briefnummer 1552, JBW I,5, S. 373 f.

welchen Jacobi die ersten »nicht zu erklären«, die letzteren »nicht zu entschuldigen« wisse.⁶⁴ Andeutungen aus früheren Briefen – Briefe an Dritte und von Dritten – zeugen von der schlechten Erledigung von Aufträgen bei der Übersendung und Auslieferung von Exemplaren.⁶⁵ Entsprechend desolat fallen die Urteile über den Verleger nun aus: »Daß Göschen nicht exact ist, ist wohl offenbar.«⁶⁶ »Dieser Göschen zeigt sich jetzt etwas nachlässiger, als er anfänglich sich angekündigt hat.«⁶⁷ »Dieser Göschen ist lange nicht was er mir schien.«⁶⁸ Die Unzufriedenheit über Göschens Erledigung der Aufträge mag Jacobi zu weiterführenden Vermutungen veranlasst haben, die Göschen aber mit seinem Brief vom 29. September 1786 zu entkräften wusste:

»Je mehr Grund die unangenehmen Vermuthungen zu haben schienen, wodurch ich zu meinem letztern Beschwerden bewogen worden, desto lieber mußte es mir seyn, diese Vermuthungen durch Ihre Antwort in allem wesentlichen hinweggeräumt, und die Erscheinungen, welche zu meinem Irrthume Anlas gegeben hatten, auf eine so befriedigende Weise erkläret zu sehen.«⁶⁹

Ein Grund für die Eskalation des Konflikts mag darin bestanden haben, dass der direkte Briefkontakt zwischen den Korrespondenzpartnern wegen einer Englandreise Jacobis abbriss.⁷⁰ Zwar dürfte der stellvertretend die Korrespondenz führende Vertraute Jacobis, sein Privatsekretär Johann Heinrich Schenk, kaum für eine Verschärfung des Tones gesorgt haben, doch war die freundschaftlich-vertrauliche Kommunikation durch die Zwischenschaltung dieses Mittlers abgebrochen.

Dies könnte ein Beleg dafür sein, dass der Brief zwar ein ›Distanzmedium‹ ist und nur als solches einen so großen Einfluss auf die gesellschaftlichen Umbruchprozesse der Zeit ausüben konnte, dass er aber zugleich und dennoch eine persönliche Beziehung ermöglichte, die sich in einer individuellen Umgangsweise manifestierte: Fällt diese durch Einschaltung eines Mittelsmannes fort, können sich Missverständnisse und Konflikte entwickeln.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass Göschen im selben Zeitraum nun seinerseits Verdächtigungen gegenüber Jacobi aussprach, die dieser im ersten der beiden Versöhnungsbriefe weit von sich wies:

*»Uebrigens bemerke ich noch, dass ich an der Besorgnis, welche Ew. Hochedelgebohrnen in Absicht einer 2^{ten} Auflage der Resultate äußern, völlig unschuldig zu seyn glaube. Der Brief, den Sie beantworten, thut weder directe noch indirecté der 2^{ten} Auflage die-
ser Schrift Erwähnung, und schon aus den Gründen, aus welchen ich mir das Recht vorbehielt, mit der 2ten Auflage meiner Apologie wider Mendelssohn nach Belieben zu*

64 Vgl. zu den *Errata* auch Schenk an Hamann, 11.7.1786 (JBW I,5, Nr. 1498, S. 294).

65 Vgl. Jacobi an Schenk, 6.7.1786 (JBW I,5, Nr. 1496, S. 286f.); erschlossen aus Schenk an Hamann, 14.7.1786 (JBW I,5, Nr. 1503, S. 302f.).

66 Ebd.

67 Schenk an Hamann, 11.7.1786 (JBW I,5, Nr. 1498, S. 294).

68 Jacobi an Hamann, 4. u. 5.9.1786 (JBW I,5, Nr. 1530, S. 348f.).

69 Jacobi an Göschen, 7.10.1786 (JBW I,5, Nr. 1552, S. 373f.).

70 Vom 25. Juni bis zum 4. August 1786 hielt sich Jacobi in Richmond auf; vgl. die Briefe an Hamann vom 28.6.1786 (JBW I,5, Nr. 1485, S. 277) und vom 11. August 1786 (JBW I,5, Nr. 1520, S. 326).

disponieren, ist offenbar, daß ich in Ansehung der Resultate ein ähnliches Recht weder ausbedingen wollte, noch auch der Meynung war, es ausbedingen zu können.«

Die »Besorgnis« Göschens betraf also den Verdacht, Jacobi könnte beabsichtigen, eine zweite Auflage der anonymen Publikation seines Freundes und Hausgenossen Thomas Wizenmann *Die Resultate der Jacobischen und Mendelssohnschen Philosophie; kritisch untersucht von einem Freiwilligen*, die 1786 bei Göschen erschienen war, bei einem anderen Verleger zu publizieren. Sollte diese Vermutung zutreffen, so wäre damit ein klassisches Konfliktfeld zwischen Autor und Verleger im 18. Jahrhundert benannt,⁷¹ denn die Verleger beanspruchten, wie bereits erwähnt, in der Regel die Rechte auch an allen weiteren Auflagen eines zuerst bei ihnen erschienenen Werkes; eine Rechtsauffassung, die die Autoren nicht immer teilten. Die Idee eines Urheberrechts wurde in der Aushandlung der hieraus resultierenden Konflikte in jener Zeit eigentlich erst hervorgebracht.

Ein weiteres Konfliktfeld betraten die beiden Protagonisten – und zeitweiligen Antagonisten – einige Jahre später. Im Kontext der Fortführung der Zeitschrift *Deutsches Museum*, deren Erscheinen 1788 eingestellt worden war, kam es zu einer herben Kränkung des Autors Jacobi. Dieser engagierte sich sehr für die Zeitschrift, nachdem klar geworden war, dass das *Neue deutsche Museum* bei Göschen erscheinen sollte. In diesem Sinne schrieb er am 15. April 1789 an Göschen: »Die Nachricht daß Sie das Museum in Verlag genommen haben, war mir höchst erfreulich. – Ich verspreche Ihnen daß Sie wenigstens für die ersten Monate auserlesene Sachen haben sollen. Boie wollte mein Wort darauf haben, u ich habe es ihm gegeben.«⁷² Als Heinrich Christian Boie, der Herausgeber des *Museums*, die Dringlichkeit einer sofortigen Einsendung von Beiträgen für das erste Heft in einem Brief an Jacobi unterstrich, wurde dieser umgehend aktiv: »Melden Sie mir«, so Jacobi an Göschen, »[...] unfehlbar mit umlaufender Post, wenn die Beyträge zum ersten Stück spätestens in Leipzig seyn müssen. Ich gebe mich gleich morgen an die Arbeit; habe auch schon an Schloßern geschrieben, daß er voran mache, und schreibe morgen an Forstern. Auch Claudius habe ich den Elbogen in den Magen gesetzt ...«⁷³

71 Prominent ist vor allem der Streit zwischen der Weidmann'schen Buchhandlung und Göschen um die Herausgabe der *Sämmtlichen Werke* Wielands; vgl. Füssel, Studien zur Verlagsgeschichte, S. 93 f. und S. 278–282. Vgl. aber auch den Streit zwischen Isaak Iselin und dem Züricher Verlag Orell, Gessner, Füssli; hierzu: Thomas Bürger, Aufklärung in Zürich. Die Verlagsbuchhandlung Orell, Gessner, Füssli [und] Comp. in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mit einer Bibliographie der Verlagswerke 1761–1798; in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 48 (1997), S. 1–278, dort S. 98–103 – Zum vorhergehenden Zitat vgl. Anm. 69.

72 JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (19). – Zum erwähnten Brief an Boie vgl. Jacobi an Boie, 14.4.1789 (JBW I,8; Handschrift: ULB Münster): »Ich erhalte, liebster Boie, eben vor Abgang der Post, Ihren Brief vom 6ten April, und melde Ihnen nur geschwinde, daß Sie auf meinen u meiner Freunde eifrigen Beystand bey der Herausgabe des neuen Museums rechnen können. Fangen Sie in Gottesnahmen, wie es Goeschen wünscht im Julius an. Ein längerer Aufschub würde der Unternehmung schädlich seyn, u säumen [Sie] keinen Augenblick die Anzeige zu thun.« – Zunächst hatte Jacobi die Mitarbeit abgelehnt; vgl. Jacobi an Göschen, 15.2 [recte wohl: 3].1789 (JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (18)).

73 Jacobi an Göschen, 16.5.1789 (JBW I,8; vgl. auch Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung herausgegeben von ihrem jetzigen Eigentümer Gotthold Lessing, 3 Bde. Berlin 1914–1916, hier Bd. 2, S. 116.).

Im Falle Forsters erwies sich der Erfolg von Jacobis Werben als zwiespältig, denn die von Jacobi sehnsüchtig erwartete Publikation seines Beitrags *Swifts Meditation über einen Besenstiel* wurde durch Übersendung und Druck von Forsters Artikel abermals verzögert, so dass der für das erste Heft (Juli 1789) angeforderte und am Ende für das dritte Heft fest zugesagte Beitrag schließlich erst in der vierten Ausgabe der neuen Monatsschrift erschien. Jacobi war über dieses kommentarlose Verschieben und darüber, dass er die Hefte des *Museums* nicht erhielt, derart erbost, dass er einen kühlen Scheidebrief an Göschen verfasste:

P P.

Ich sehe aus dem Hamburger Correspondenten N^o 156, daß auch das 3^{te} Stück des deutschen Museums erschienen ist, ohne meinen schon für das erste Stück geschickten Beytrag zu enthalten. Wahrscheinlich ist mein Nahme zu wenig empfelend, und ich ersuche Sie deswegen, mir mit erster reitender Post meinen Aufsatz zurück zu schicken, u Herrn Boyen zu melden, daß er auf keine weiteren Beyträge, weder von mir, noch von Schloßern zu rechnen habe.

F. H. Jacobi⁷⁴

Göschen antwortete umgehend auf diesen Brief und konnte Jacobi offenbar mit seinen Erklärungen beruhigen, wenngleich dieser sich nicht mit allen einverstanden erklärte:

»Die Gründe warum mein Besenstiel zurück gesetzt wurde mögen gut genug seyn, den folgenden Ausgenommen. Sie schreiben: »Im dritten Stück sollte endlich die Abhandlung kommen, da sandte Forster den Leitfaden zu einer Geschichte, der gleich eingerückt werden sollte.« Diesen Aufsatz von Forster habe ich selbst Boien gesendet u weiß also wohl, daß auf eine ungesäumte Einrückung nicht gedrungen worden ist. Es kann aber wohl seyn daß Boie eine schleunige Einrückung befohlen hat, ohne darum zu wollen, daß Swifts Meditation zurück bliebe. Uebrigens ist es nicht der Mühe werth über diese Sache mehr Worte zu verlieren.«⁷⁵

Der Brief ist somit versöhnlich gehalten, wofür auch die Abschiedsformel steht: »Ihrer Rimeße sehe ich entgegen, u bin nach wie vor / Der Ihrige / F. Jacobi«

Die Erneuerung der ›Freundschaft‹, die mit und in den Briefen beschlossen wurde, erwies sich für beide Seiten als sehr vorteilhaft. So etwa rettete Göschen Jacobi aus einer sehr misslichen Lage, indem er eine an den Kommissionär Löwes in Leipzig, C. F. Schneider, adressierte Fuhrladung gedruckter Bogen, deren Annahme dieser aufgrund einer falschen Schreibung seines Namens verweigerte, in Empfang nahm, um die Angelegenheit dann im Sinne Jacobis zu regeln, wofür ihm dieser selbstverständlich äußerst dankbar war: »Ich schließe mit der wiederholten Versicherung meines wärmsten Danks für Ihr freundschaftliches und edles Benehmen bey [sic] Schneiderischen Verwirrung.«⁷⁶ Umgekehrt erledigte Jacobi für Göschen zahlreiche Aufträge, indem er seine Kontakte in die Niederlande und nach Eng-

74 Jacobi an Göschen, 8.10.1789 (JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (23)).

75 Jacobi an Göschen, 13.11.1789 (JBW I,8; Handschrift: SLUB Dresden, Mscr. Dresd. e. 90. d,2 (24)). Jacobi bezieht sich hier auf einen Brief Göschens vom 17. Oktober.

76 Jacobi an Göschen, 14.4.1787 (JBW I,6, Nr. 1693, S. 77).

land nutzte, und versicherte ihm in seinem Brief vom 15. September 1787: »Fürchten Sie nie daß es mir unangenehm seyn könnte, Aufträge von Ihnen zu erhalten, ich werde sie jedesmal nach bestem Vermögen u mit Freuden ausrichten.« Dass hier im Hintergrund das Modell gegenseitiger freundschaftlicher Hilfeleistungen zum Nutzen beider Seiten stand, lässt der nächste Brief vom 26. September deutlich werden, in welchem es heißt: »Prüfen Sie meine Freundschaft bey jeder Gelegenheit die sich Ihnen darbietet, u ich hoffe es soll immer zu unserem beyderseitigen Vergnügen ausschlagen«.

Dieser Aspekt des wechselseitigen Nutzens schloss jedoch die Einbindung privater Aspekte in die Korrespondenz keineswegs aus. Beleg hierfür ist die scherzhafte und teilnehmende Reaktion Jacobis auf Göschens Mitteilung seiner Verlobung:

40

»Die Nachricht von Ihrer glücklichen Liebe hat mich sehr erfreut. Aber warum nannten Sie mir nicht die Braut? Fürchteten Sie etwa von einem noch nicht veralteten Witwer, daß er Ihnen ins Gehäge kommen möchte? Dieses Mißtrauen verzeihe ich Ihnen nicht, bis Sie in Person erscheinen mir es abzubitten, u Ihre Geliebte mitbringen. Melden Sie mir so bald Sie können die Zeit, in der ich hoffen kann Sie bey mir zu sehen. Sie müssen durchaus bey mir zu Pempelfort absteigen, da Sie hier doch gewiß keinen näheren Freund haben der mir den Vorzug streitig machen könnte. Der erwählten Gefährtinn Ihres Lebens empfehlen Sie mich vorläufig auf das Beste. Alle Segen des Himmels über Sie beyde!

[...]

Leben Sie wohl, u bleiben Sie mein Freund, wie ich der Ihrige F. H. Jacobi«⁷⁷

Fazit

Das Verhältnis zwischen dem Autor Friedrich Heinrich Jacobi und dem Verleger Georg Joachim Göschchen erscheint zu Beginn ihrer Korrespondenz wie eine Umkehrung heutiger Verhältnisse: Der Autor trat nicht als ein Bittsteller an den Verleger heran, sondern bot ihm sein Werk zum Verlag an und zählte dabei eine ganze Reihe für ihn unverzichtbarer Konditionen auf. Vielleicht, so darf man vermuten, hing dies auch mit der Bedeutung des Autors zusammen, der sich bereits einen Namen gemacht hatte und dessen Werke Absatz und Ruhm garantierten.

Doch derselbe erste Brief ist zugleich auch jener, in welchem der Autor dem Verleger mitteilt, dass er – unabhängig von dessen Zusage – die Herstellung des Werkes selbst übernimmt und bei der Beschreibung dieser Herstellungsprozesse die dafür notwendige Expertise und Erfahrung erkennen lässt. Das Selbstbewusstsein und die Entschiedenheit des Autors dürfte seine Ursache also auch hierin haben; immerhin enthielt Jacobis Angebot die Übernahme von – den Verleger entlastenden – Arbeitsprozessen.

Sehr konkrete Vorstellungen von der Art und Weise, wie das Werk gedruckt werden sollte, entwickelten jedoch im 18. Jahrhundert nicht nur Autoren wie Jacobi, die den Druck selbst in die Hand nahmen. War sich ein Schriftsteller nämlich seines Marktwertes bewusst, so trat er an seinen Verleger mit klaren Vorstellungen heran, beziehungsweise suchte sich öffentlich einen Verleger, der die von ihm aufgestellten Bedingungen erfüllte. So etwa tat es der aus Wilna zurückgekehrte und seit 1788 am Mainzer Hof als Bibliothekar angestellte

77 Jacobi an Göschchen, 1.3.1788 (JBW I,7, Nr. 2012, S. 116).

Georg Forster, als es um die Publikation seines Reiseberichts *Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790* ging:

»Selbstbewusst suchte er über Inserate in verschiedenen Literaturjournals nach viel versprechenden Verlagsangeboten. Forster formulierte unmissverständliche Vorstellungen hinsichtlich der Druckkonditionen, die von der äußeren Gestaltung des Bandes und der Wahl der Schrifttype bis zum Erscheinungstermin reichten.«⁷⁸

Sogar einen Bruch mit jenem Verleger, dem er 20 Jahre verbunden war, riskierte Forster bei dieser Gelegenheit.

Sehr viel ungewöhnlicher war dagegen ein anderer, das Verhältnis zwischen Jacobi und Göschen schon mit dem ersten Brief der Korrespondenz prägender und das äußerst selbstbewusste Auftreten des Autors womöglich (mit) konstituierender Aspekt: der Verzicht auf materiellen Gewinn. Das Honorar war für Friedrich Heinrich Jacobi explizit eine Quantité négligeable.

Dies steht in deutlichem Gegensatz zu dem Eindruck, den die Forschung zur Buchhandelsgeschichte und zur Schriftsteller-Emanzipation im 18. Jahrhundert vermittelt und wonach die Frage des Honorars eine wesentliche, auch immer wieder zu Konflikten und Verwerfungen führende Frage in den Autor-Verleger-Korrespondenzen war.⁷⁹ Damit steht Jacobi nicht außerhalb aller Norm der Schriftstellerexistenzen des 18. Jahrhunderts. Doch vertritt er einen in der Forschung – aus Gründen des (auch disziplinär bestimmten) Erkenntnisinteresses weniger beachteten – Typus: ein Typus, der von den Früchten seines Schreibens weder abhängig ist, noch zu sein begehrt.

Die Zusammenarbeit zwischen dem Verleger Göschen und dem Autor Jacobi – wobei der Autor nicht selten auch als Herausgeber und Produzent tätig wurde – entwickelte sich vor diesem Hintergrund gedeihlich, wenn auch nicht ohne Konflikte und Rückschläge.

Die Korrespondenz gewährt dabei aufschlussreiche Einblicke in die Gemengelage von geschäftlicher und freundschaftlicher Beziehung. Am Beginn steht eine rein geschäftliche Verbindung. Briefinhalt und Briefstil signalisieren dies: zum ersten durch die einseitige Ausrichtung auf die verhandelte Sache, zum zweiten durch einen distanzierten, floskelhaften Stil vor allem in der Gruß- und der Abschiedsformel. Dieser Geschäftsstil wird – durch persönliche Mitteilungen von Seiten des Verlegers – recht abrupt zugunsten eines freundschaftlichen, herzlichen Briefstils aufgegeben. Diese freundschaftliche Ebene kann aber wieder – und zwar ebenso abrupt – verlassen werden, wenn Konflikte, und zwar Konflikte im geschäftlichen Bereich, entstehen. Die Lösung des Konflikts wird dann aber wiederum von den Protagonisten als Bewährung der Freundschaft gesehen, aus der diese gestärkt hervorgeht, was sich in einem entsprechend gesteigerten Briefstil niederschlägt. Der Versöhnungswille selbst wird aber gewiss auch von dem Interesse an einer weiteren Kooperation hervorgebracht.

78 Christine Haug, »Ich sehe mit Verlangen der Stunde entgegen, die mich von Brod-Arbeit befreien soll«. Georg Forster im Beziehungsgeflecht seiner Verleger um 1800, in: Georg-Forster-Studien XII (2007), S. 25–58, hier S. 50.

79 Vgl. etwa Rietzschel, Nachwort, in: dies., Gelehrsamkeit ein Handwerk?, S. 259 f. sowie S. 97–99 (Text von Wieland im *Teutschen Merkur* von 1777). – Zum Autorenhonorar vgl. auch Kiesel/Münch, Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert, S. 144–148.

Geht man von der klassischen Lehre dreier Freundschaftsarten aus, von denen die erste auf das Angenehme und das Vergnügen ausgeht, die zweite den gegenseitigen Nutzen im Blick hat und die dritte (und höchste) ausschließlich von der Wertschätzung des Anderen um seiner selbst willen bestimmt ist,⁸⁰ so haben wir es hier dennoch im Kern mit jener auf den gegenseitigen Nutzen abzielenden Freundschaftsart zu tun. Dies gilt auch dann, wenn private Aspekte und persönliche Begegnungen in das Verhältnis integriert werden. Diese Orientierung am gegenseitigen Nutzen unterstreicht die Beobachtung von Ernst Fischer, dass die Geschäftsbeziehung die durchgängige Grundlage der Autor-Verleger-Korrespondenz darstellt.⁸¹ Dieser Umstand bestimmt den Charakter der Beziehung wie auch der Korrespondenz.

42

Dass geschäftlich hier keineswegs zugleich auch pekuniär meinen muss, zeigt die Korrespondenz zwischen dem Autor, Herausgeber und Produzenten Friedrich Heinrich Jacobi und dem Verleger Georg Joachim Göschen sehr deutlich. In einem Brief Jacobis an Göschen vom Januar 1788 gewinnt das durchgängige Desinteresse des Autors an finanzieller Bereicherung seinen Höhepunkt, indem er Göschen drängt, den ökonomischen Gewinn zur einzigen Entscheidungsgrundlage zu wählen:

»Da mein Anerbieten aus Freundschaft geschieht, und ich kein andres Interesse als Ihren Vortheil dabey habe, so würden Sie gegen mein Interesse handeln und mir Verdruß zubereiten, wenn Sie nicht einzig und allein Ihren Vortheil dabey bedächten, und sich nicht nach blos merkantilischen Grundsätzen entschieden.«⁸²

Die Gesamtkorrespondenz legt den Schluss nahe, dass es hier um das subtile Austarieren eines Gleichgewichts innerhalb von Tauschhandelsgeschäften gehen könnte. Denn wenn, wie angedeutet, der Verzicht auf das Honorar als Kehrseite eines impliziten Tauschhandelsgeschäftes angesehen werden darf, dessen Ziel es (auch) ist, den Verleger in anderer, immaterieller Weise zu verpflichten, so könnte der Äußerung Jacobis entweder – quasi rückblickend – die Wahrnehmung eines Ungleichgewichts innerhalb dieser Tauschhandelsgeschäfte zugrunde liegen oder – vorausschauend – das Ziel der Vermeidung einer (hohen) Bringschuld um eines kleinen Gutes willen. Einen schlechten Handel galt es demnach eben auch im Bereich nicht primär pekuniärer Geschäfte zu vermeiden.

Die vorliegende Korrespondenz ermöglicht einen einzigartigen Einblick in die komplexe Beziehung nicht nur zwischen Autor und Verleger, sondern auch zwischen geschäftlichen Interessen und freundschaftlichen Gefühlen von Seiten beider Korrespondenten. Über den speziellen Fall hinaus sind die Briefe eine zentrale Quelle zum Verständnis des 18. Jahrhunderts, nämlich dafür, nach welchen Spiel- und Sprachregeln Interessen und Gefühle ausgedrückt, das heißt auch: wie soziale Beziehungen gestaltet wurden.

80 Vgl. Platon: *Lysis*; Aristoteles: *Nikomachische Ethik*, 8. und 9. Buch; Cicero: *Laelius de amicitia*.

81 Vgl. Anm. 4.

82 Jacobi an Göschen, 17.1.1788 (JBW I,7, Nr. 1970, S. 70).